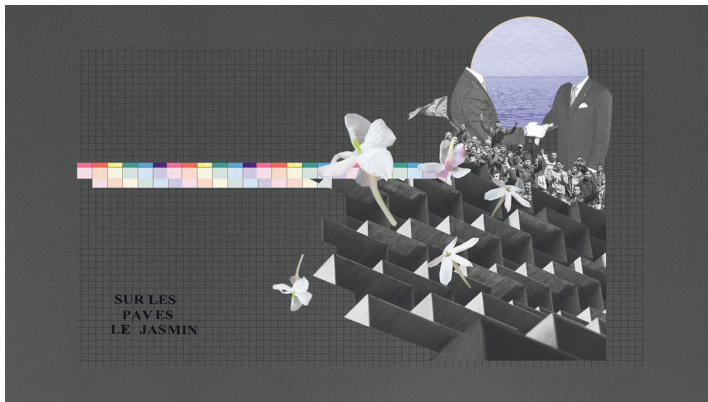


Notizen einer vermoderten Revolution

Rim Benrjeb



Es fällt mir nicht leicht, Vater, mit dir durch die Seiten der Vergangenheit zu blättern und dabei jene Ereignisse durchzugehen, die Brandflecken auf meinem Herzen hinterlassen haben.

Zwölf Jahre ist es her, aber ich habe nie vergessen, wie du mich vor dem Gymnasium geschlagen hast, weil ich mit meinem Freund Hossam nach dem Angriff auf Gaza im Jahr 2009 eine Palästina-Demo organisiert hatte. Hunderte Schüler*innen drängten sich durch die Straßen unseres abgelegenen Dorfes, skandierten Sprechgesänge, erst gegen die israelische Besatzung, dann, immer ergriffener und mutiger, gegen die tunesische Polizei und den Staatspräsidenten. Ich bin es gewesen, die

diese Demo anführte, übermütig, außer mir vor Stolz, voller Adrenalin, das meine einzige Waffe war. Über mögliche Konsequenzen, etwa die Gefahr, vom Gymnasium zu fliegen oder ins Gefängnis zu kommen, machte ich mir keinerlei Gedanken.

Eine Woge der Leidenschaft und Wut hatte unsere kleinen Körper erfasst. Lauter und lauter schrien wir nach Freiheit. Irgendwann beschlossen ein paar von uns, zum Ausgangspunkt vor dem Schulgebäude zurückzukehren, um noch mehr Leute für den Marsch zu gewinnen. Als ich vor einer Gruppe von Schüler*innen stand und ihnen erklärte, wie wichtig es sei, dass sie sich uns anschließen, war der Platz bereits von Polizeiautos umstellt. Derlei Gebärden, die Bedrohungen und Schlagstöcke, schüchterten uns keineswegs ein. Tapfer harrten wir vor der Schule aus.

Damit, dass aus dem herbeistürmenden Pulk plötzlich du heraus-treten würdest, hatte ich nicht gerechnet. Du hast mir eine schallende Ohrfeige verpasst, mich beschimpft. Nach mir getreten hast du, meine blaue Schuluniform zerrissen. Dass ich dabei keine einzige Träne vergoss, machte dich wohl erst recht wütend. Du hast mich an den Haaren gepackt, mich zu Boden gezerzt, du hast mir auf den Kopf, den Bauch geschlagen. Ein sadistisches Spektakel, das die Eitelkeit der Polizisten sichtlich befriedigte. Meinen Freund*innen jedoch, die hilflos dabei standen, blutete das Herz.

Schließlich hat sich der Polizeidirektor eingeschaltet. Er bat dich, von mir abzulassen. »Lass es gut sein, Rejeb. Es ist genug, sie hat's kapiert. Sie macht das sicher nicht nochmal.«

Meine Antwort darauf hat keiner von euch erwartet: »Ihr Hunde Ben Alis!«

Perplex schlugst du nochmals zu, immer wieder, immer härter. In diesem Moment habe ich die widersprüchlichsten Dinge gefühlt. Einmal heftige Schmach, jetzt, wo sich offenbart hatte, dass du mit diesem geifernden Hunderudel unter einer Decke stecktest, im gleichen Augenblick aber auch glühender Stolz: Ich, deine Tochter, hatte dich am wunden Punkt erwischt, und ich hatte dich in die direkte Konfrontation mit der Staatsmacht gezwungen. Du wiederum hast für dich die Wahl getroffen, mich zu schlagen, wohl um mich davor zu bewahren,

dass ich von der Schule und direkt ins Gefängnis geworfen würde, bloß meine Würde hast du dabei nicht geachtet.

Meine Würde, Vater, die Form annimmt, die ich immer besser verstehe, seit diesem Tag.

Mein Blick fiel ständig aufs Handy, das auf dem Bett lag. Ich griff danach. Fokussierte all meine Kraft darauf, mich aufzuraffen und dich endlich anzurufen, tat es aber doch nicht. Mit einer Gruppe von Freund*innen hatte ich beschlossen, einen Podcast zu produzieren, zum Thema Angst unter der Ben-Ali-Diktatur. »Selbst die Wände haben Ohren« – so haben wir es erlebt. Hinter verschlossenen Türen über Politik zu plaudern war damals ein Riesending für uns. Der jüngeren Generation, welche die Diktatur nie miterlebt hat, sind derlei Gedanken ebenso fremd wie die unterschwellige Angst, mit der wir gelebt haben.

Ich war ziemlich durcheinander und nervös, denn einer der Menschen, die ich für den Podcast interviewen wollte, warst du.

»Hallo? Na, Papa, wie geht's?«

»Hallo Liebes. Danke, gut. Und dir, was macht das Autofahren?«

»Die Straßen sind der reinste Horror. Die Menschen fahren wie die Verrückten.«

»Keine Angst. Fahr einfach ganz langsam und lass dich nicht hetzen.«

»Den Seitenspiegel habe ich auch schon zerdeppert. Ich glaube, ich bin einfach nicht der Typ fürs Autofahren.«

»Ach was, das ist Lehrgeld.«

Eigentlich ist es gar nicht meine Art, ewig um den heißen Brei herumzureden. Lieber komme ich zügig zur Sache. Nun war mir geradezu behaglich zumute, beim Reden über Automechanik, Verkehrsregeln und Verkehrsschilder. Eine volle Stunde haben wir damit zugebracht, über die Rolle der Verteilerkette im Automotor zu fachsimpeln. War sie nun aus Kunststoff oder doch aus Metall? Keiner von uns besitzt tiefergehende Kenntnis über diese komplexe Materie, das hielt uns aber nicht davon ab, uns darüber in die Haare zu kriegen und wie die Hühner zu krakeelen. Zum tausendsten Mal hast du mir dann vom einzigen Au-

to erzählt, das du je besessen hast, damals, in den Siebzigern, als du ein berühmter Fußballspieler in El Kef warst. Das war dein *Renault 17*. Du sprachst gerade von Herrn Fauzi, dem Meister und geistigen Vater aller Automechaniker, der dein Freund gewesen ist, der ganze Generationen von Autos vor dem sicheren Tod rettete, indem er Frischblut in ihre klapperigen Motoren pumpte – da fiel ich dir ins Wort.

»Sag mal, Papa – hattest du eigentlich Angst zu Ben Alis Zeiten?«

»Klar, so wie jeder andere auch. Vor Spitzeln hatte ich Angst. Besonders, wenn ich zum Beten in die Moschee ging. Oder wenn ich meine Mitgliedschaft bei der DMG erneuern musste.«

»War das Angst oder Wut?«

»Weiß nicht. Beides, schätze ich. Mit der Partei wollte ich nichts zu tun haben. Aber meine Arbeit hat mich dazu gezwungen.«

Bevor mein Vater in Rente ging, war er Beamter gewesen, in der *Moatamidiya*, einer Abteilung des Innenministeriums, die die Belange des Distrikts regelt, in dem wir wohnten. Mein Vater arbeitete direkt mit dem *Moatamid*, dem Distriktsverwalter. Der wiederum stand unmittelbar unter der Aufsicht des *Wali*, des Regionalgouverneurs. Vor der Revolution unterteilte sich die tunesische Verwaltungsordnung in drei Grundebenen: Die *Wilaya*, sprich, die Provinz, mit dem *Wali* an der Spitze; die *Moatamidiya*, also der Distrikt, den der *Moatamid* verwaltet; und die *Amada*, die Gemeinde, die vom *Omda* regiert wird, dem Bürgermeister. Der *Moatamid* hatte über seinen Distrikt uneingeschränkte Befugnisse, was unter anderem bedeutete, dass er sich in jede erdenkliche Sache einmischen konnte, ohne sich dafür erklären zu müssen – innerhalb seines Fleckchen Lands war er immerhin ein direkter Vertreter der Staatsmacht und deren eiserner Faust! Ernannt wurde man für all diese Ämter ausschließlich aufgrund der eigenen Parteitreue, der Loyalität zur DMG, der *Konstitutionellen Demokratischen Sammlung*. Ob man dagegen administrative Kompetenzen vorzuweisen hatte, etwa bei der Handhabung von Regierungsgeschäften oder in der Umsetzung entwicklungspolitischer Pläne, spielte als Auswahlkriterium keine Rolle.

An diesen Hierarchien ist die Revolution nicht spurlos vorbeigegangen. Heute sind die Lokalregierungen stärker. Gewählte Gemeinde-

räte halten den *Moatamid* bei dessen Machtausübung in Schach. Er wird aber auch heute noch anhand seiner Parteitreue ernannt. Dank weitreichender Befugnisse ist es noch immer er, der über sein Volk regiert.

Mein Vater war ein äußerst gewissenhafter Beamter. Sein ganzes Arbeitsleben hatte er der Verlockung durch Bestechungsgelder, Geklün-gel und Parteintrigen widerstanden. All seine Energie und all seinen Elan setzte er dafür ein, denjenigen Sozialhilfe zuzusichern, die auf sie angewiesen waren. Und obwohl er gezwungen war, seine Mitgliedschaft regelmäßig zu erneuern, hasste er die Partei und ihre Repräsentanten im Dorf. Er hatte schon immer ein miserables Verhältnis zu ihnen. Sie ließen keine Gelegenheit aus, um ihn schlechtzumachen. In ihren Augen war er ein lästiger kleiner Rebell, den man besser loswerden sollte. Sie schrieben Berichte über ihn, in denen sie mal behaupteten, er sympathisiere mit den Islamisten, weil er zum Beten in die Moschee ginge oder weil er Spinat und Petersilie bei einem Gemüsehändler kaufte, der verdächtigt wurde, der Nahda-Bewegung nahestehen; dann wieder behaupteten sie, er wäre ein verkappter Kommunist, weil er gelegentlich mit einem linken Geschichtsprofessor im Café saß und Backgammon spielte.

Und so hatten sie am Tag der Schülerdemo ihre goldene Chance gewittert, meinen Vater endlich aus dem Verkehr zu ziehen. In heller Aufregung rannten sie zum *Moatamid*, um ihm brühwarm von dem Skandal zu berichten: »Rejebs Tochter führt Demos an und beleidigt das Regime!« Leider aber hatte ich den Sohn vom Chef des Parteibüros ebenfalls überredet, mit uns zu marschieren. Er hatte uns sogar Parolen vorgerufen, die wir ihm nachriefen. Diesen Umstand machte mein Vater sich später zunutze, um die Sache zu bereinigen. So hatten sie keine andere Wahl, als die Anklage fallenzulassen – schließlich hatte der Mustersohn mit mir unter einer Decke gesteckt.

Aber, Vater: Du warst so brutal zu mir, als die Polizei zusah. Bis heute hast du dich nicht bei mir entschuldigt, und bei unserem letzten Telefonat fehlte mir die Kraft, diesen Brandfleck in unserer Geschichte anzusprechen – zusammen mit meinen Wunden, die zu unübersehbaren Narben gewuchert sind. Du bist älter geworden, Vater. Als hitzköpfige Frohnatur, die du immer noch bist, trotzst du der Siebzig. Aber auch

ich bin älter geworden. Ich bin nicht mehr das kleine Mädchen mit dem kurzgeschorenen Schopf, das ein Kleidchen trägt, das die Märchenbücher der *Grünen Reihe* gierig verschlingt. So viele Ströme sind unter dieser Brücke durchgeflossen, und jetzt bin ich dreißig Jahre alt. Dreißig Jahre voller Enttäuschungen, genug, um mir das Kreuz zu brechen. Ich bin nicht mehr das Mädchen, das über weite Felder rennt, das Aprikosen kauft, das bei den Nachbarn Sturm klingelt, um gleich darauf wegzurennen. Jetzt bin ich eine Frau; mit Schwabbelkörper und Hängibusen, nur die Falten sitzen fest. Angst verzehrt mich, Einsamkeit bringt mich um. Niemand klopft an meine Tür, und ich vergrabe den Kopf im Kissen, um dein Gesicht an der Wand nicht sehen zu müssen. Deine Tochter ist jetzt groß. Du kannst ihre Würde nicht mehr mit Füßen treten, du kannst sie nicht mehr schlagen.

Am Vortag meines Aufbruchs, ehe ich das Dorf verließ, um zum Studieren in die Hauptstadt zu gehen, hast du mit mir geschimpft. Du hast dabei Dinge gesagt, die mir bis heute nicht aus dem Kopf gehen wollen (der im Übrigen bald platzt): Du flehdest mich an, mich in Gottes Namen keinem Studentenverband anzuschließen. Du batest mich, bloß noch ein klein wenig Geduld mit dir zu haben, dann hättest du alle Vorkehrungen getroffen, damit ich ins Ausland gehen und fortan von der anderen Seite des Meeres aus Politik treiben könnte. Aber ich war nicht brav. Ich habe nicht auf dich gehört. Stattdessen bin ich mit meiner Freundin Asmaa von Fakultät zu Fakultät gezogen, habe an sämtlichen öffentlichen Versammlungen des *Allgemeinen Tunesischen Studentenverbands* teilgenommen und ihn durchweg unterstützt, bei jeder Aktion. Ich habe mit meinen oppositionellen Freund*innen in Cafés gesessen, über politische Fragen diskutiert, über Spitzenpolitiker gelästert. Eine Revolution, *tabula rasa*: Wir wollten uns unabhängig versammeln, in der Öffentlichkeit, ohne uns zu verstecken. Die Blogger*innen-Generation hat gegen die Zensur im Internet einiges bewirken können. Der Mut, die Solidarität und die Integrität, welche die jungen Blogger*innen angesichts unseres gemeinsamen Feindes an den Tag legten, beeindruckten mich weiterhin zutiefst. Nie werden wir all die Facebook-Kampagnen vergessen, wie #wegmitammar404, #verpissteuch und #1briefanipolitiker. Nie werden wir den Blogger

Zouhair Yahyaoui vergessen, den man in Ben Alis Gefängnis zu Tode gefoltert hat. Nie werden wir Lina Ben Mhenni vergessen, eine Ikone des Freiheitskampfes, die vor weniger als einem Jahr aus dem Leben geschieden ist.

Warum hast du mich nie bei der Hand genommen? Mich nie darin bestärkt, meinen eigenen Weg zu finden? Nie zu mir gesagt, dass ich mich vor nichts zu fürchten brauche? Wieso hast du mich nie umarmt? Nie im Leben, Vater, kein einziges Mal?

Ist Tunesien a) eine Republik, b) ein Königreich, c) ein Zoo oder d) ein Gefängnis? So lautete der Titel eines satirischen Beitrags, der auf Zouhair Yahyaouis Blog *TUNeZINE* als Reaktion auf Ben Alis Verfassungsreferendum erschienen war, mit dem dieser 2002 seine Amtszeit verlängert hatte. Es ist bitter, und es macht wütend, dass man sich zehn Jahre nach der Revolution noch immer dieselbe Frage stellt. Dabei ist die Antwort doch klar: Tunesien ist eine Brutstätte der Korrupten, der Speichellecker, der Antidemokraten und der Idioten. Tunesien ist ein Großraumgefängnis für Frauen, für queere Personen, für Jugendliche mit Träumen, für Menschen mit Behinderung, für schwarze Menschen, für Kinder. Wir sind Fremde im eigenen Land. Wir gehören nicht dazu. Nichts hier spiegelt uns wider. Nichts erinnert an den Zauber der Anfänge. Alles vermittelt uns: Geht doch ins Ausland. Zehn Jahre nach der Revolution für Freiheit und staatsbürgerliche Würde leben wir weiter in bitterer Armut. Niedergedrückt von einer allgegenwärtigen Depression, die uns die Seele zersetzt und die Haut versengt, haben wir Selbstmordgedanken. Wir leben in einer gestörten, unsicheren Gesellschaft, die einen jeden Menschen öffentlich verurteilt, der sich nicht auf dem rechten Pfad der Frömmigkeit bewegt. Unsere Richter sind wütend, unsere Parlamentarier suizidal, und unser Präsident ist ungefähr so zahnlos, wie er hilflos ist. Proteste und Streiks gibt es in fast jedem Sektor, dazu eine Wirtschaft, die am Boden ist und eine Politik, die von Gewalt und Feindseligkeit geprägt ist. Wir haben eine Revolution gemacht, um die alten Wächter fortzujagen, doch sie sind zurückgekehrt, sind in unser Privatleben eingedrungen, haben unser Parlament gestürmt. Wir haben eine Revolution gemacht, in der Blut geflossen ist, damit wir in Würde leben können, doch am Ende haben wir nichts als

Verarmung und Marginalisierung geerntet. Wir haben Revolution um der Revolution willen gemacht, und wir werden es wieder tun: um der Revolution willen.

Zehn Jahre ist das jetzt her. Wir haben ein repressives Polizeiregime gestürzt, wir haben einen Übergangsweg bestritten. Wir haben zweifellos vieles erreicht. Aber wir haben unterwegs auch reichlich Enttäuschung erlebt, die unseren Elan ausbremste. Allmählich begann unsere Revolution zu vermodern. Schuld daran waren die schlechten ökonomischen und soziokulturellen Bedingungen. Unser Herz schlägt trotzdem weiter – gleicher Takt, wie gehabt –, und eigentlich gäbe es doch so vieles, das von uns Zuwendung und konkreten Widerstand verdient hätte. Derweil sind die jährlichen Jubiläumsfeiern der Revolution zu faden Volksfesten verkommen, mit eintönigen Reden und abgedroschenen Slogans. So hat die *Allgemeine Tunesische Arbeiterunion*, gemeinsam mit vielen anderen zivilgesellschaftlichen Organisationen, zum 18. Dezember auch letztes Jahr wieder zu einer Großkundgebung vor dem Parlament aufgerufen. Es war der zehnte Jahrestag der Tunesischen Revolution, und man wollte ein Zeichen setzen: gegen die Gewalt, die gegenwärtig im Parlament grassierte. Auch *Falgatna*, eine von wütenden Feminist*innen der jüngeren Generation gegründete Bewegung, hatte zum Protest aufgerufen: »Unsere Straßen sollen ihre Politik erschüttern!« Doch als der 18. Dezember da war, skandierten die Massen in Le Bardo, einem Vorort von Tunis, ihre Sprechgesänge nicht etwa vor dem Parlament, sondern gut hundert Meter entfernt, sie demonstrierten vor dem Postamt. Als wir das sahen, hat es uns die Sprache verschlagen. Der stellvertretende Generalsekretär der Tunesischen Arbeiterunion, Samir Cheffi, hielt dort eine schrecklich monotone, im Kreis eiernde Rede. Es wollte mir nicht in den Kopf, dass wir es zehn Jahre nach der Revolution nicht hinbekamen, vor dem Parlament zu demonstrieren. Meine Freundin Dschawaher und ich waren außer uns vor Wut, wir fingen an, mehr oder minder hysterisch zu schreien. Dschawaher hielt eine Tafel hoch, auf die sie mit Kreide geschrieben hatte: »Wieso stehen wir eigentlich vor dem Postamt?«

Ein paar junge Leute gesellten sich zu uns, gemeinsam bildeten wir einen kleinen Chor der Empörten. Dann setzten Dschawaher und ich

uns ab. Wir dockten an ein paar Freundinnen an, die weiter hinten bei einer Gruppe junger Männer und Frauen von der antifaschistischen *Falschen Generation* standen. Wir verschmolzen zu einem Pulk, schrien: »Keine Podien, keine Reden! Unsere Straße, unsere Wut!« Später beschlossen wir, im Alleingang auf das Parlament zuzusteuern. Auf halber Strecke ließ die Polizei uns nicht weiter. Wir waren nur eine Handvoll Leute; mit den Hunderten Polizisten, die den Platz umstellt hatten, aneinanderzugeraten, war keine Option. Klein begeben wollten wir auch nicht. Wir blieben also stehen und schrien:

- »Feministische Revolution – Queere Revolution!«
- »Arbeit, Freiheit, staatsbürgerliche Würde!«
- »Gleichberechtigung und Dezentralisierung, für Frauen und die Provinz!«
- »Geknechteter Bürger, nimm dich in Acht! Unterdrückung und Hunger sind an der Macht!«
- »A.C.A.B.«
- »Gegen Reaktionäre und Besatzer hilft nur eines und zwar Kampf!«
- »Keine Angst, keine Panik, die Straßen gehören uns«
- »Das Volk will den Sturz des Regimes!«

Als ich wieder zu Hause war, steckte mir ein fetter Kloß im Hals. Wir hatten es nicht einmal fertiggebracht, vor dem Parlament zu demonstrieren. Traurigkeit drückte mir auf den Schädel wie Blei, ein Heulkampf packte mich. Erfolglos suchte ich eine Aspirin-tablette gegen das Kopfweh, als mein Handy klingelte.

- »Hallo, mein Kind. Ich habe auf deinen Anruf gewartet. Du meinstest doch, du willst von mir heute Aufnahmen machen?«
- »Entschuldige, Papa. Habe ich total vergessen. Ich war auf einer Demo. Und jetzt will ich, glaube ich, erstmal mir selbst zuhören.«

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.

